

ISSN 2191-9240

Nr. 9

**NOE**

03/2012



Neues Osteuropa

-

Das Onlinejournal des  
Kölner Forums für  
Geschichte und Kultur Osteuropas

**IMPRESSUM**

HERAUSGEBER

Kölner Forum für Geschichte und Kultur Osteuropas

Verantwortlich: Christoph Schmidt

ANSCHRIFT

Neues Osteuropa

Kölner Forum für Geschichte und Kultur Osteuropas

Postfach 41 06 09

50866 Köln

[www.neues-osteuropa.de](http://www.neues-osteuropa.de)

[gutefrage@neues-osteuropa.de](mailto:gutefrage@neues-osteuropa.de)

REDAKTION

Benjamin Naujoks

Nadja Matusche

Klaus Richter

Jonas Wiedner

**NOE**

ISSN 2191-9240

Titelbild: Elephant © Christoph Schmidt.

Die einzelnen Beiträge geben die Meinung ihrer Autoren wieder.

Alle Rechte an Text und Bild verbleiben bei ihren Urhebern.

**I N H A L T 0 3 / 2 0 1 2**

**E D I T O R I A L**

C H R I S T O P H S C H M I D T

*Tiere unter sich*.....5

**A R T I K E L**

B E N J A M I N R E E V E

*Wo bitte geht's hier nach Slowakien?*.....8

C H R I S T O P H S C H M I D T

*Zur Geschichte der Glücksidee in Polen und Russland*.....12

B E N J A M I N N A U J O K S

*Sehr simple Betrachtungen in eigener Sache*

*Zwei Jahre „Neues Osteuropa“*.....17

K R I T I K

<i>Ulrich Ammon und Dirk Kemper:</i>	
<i>Die deutsche Sprache in Russland</i> .....	23
<i>Yvanka B. Raynova:</i>	
<i>Feministische Philosophie in europäischem Kontext</i> .....	27
<i>Sammelrezension:</i>	
<i>Die Leningrader Blockade im Mahlwerk der Erinnerung</i> .....	31

B E I L A G E

*Fotoessay: Ukraine und Polen*

**C H R I S T O P H S C H M I D T \***

*Tiere unter sich*

Für die unendliche Dummheit und Komik des Lebens liefern Irrenhaus und Zoo weitaus mehr als bloße Metaphern. Beide sind doch ganz real! Schade nur, dass man sie nicht kreuzen kann – denn Tiere werden nicht verrückt, nicht hysterisch und auch nicht dümmlich-aufgeblasen... wie der große chinesische Staatszirkus, der sich exzellent vornüber beugt... dabei fehlt es hinten an normalen Toiletten... Für die natürliche Grazie, ja innere Harmonie, die daraus entspringen, kursieren bereits schöne Geschichten: Elephant und Maus kommen aufs Standesamt. Wie, sagt der Standesbeamte, ihr wollt heiraten? Völlig falsch, entgnet die kölsche Maus, wir müssen!

Dabei war Humor für Exzellenzverstopfung noch zu allen Zeiten das beste Abführmittel. Half rezeptfrei sogar zu sowjetischen Zeiten – und das will was heißen, denn auch der lächerliche Größenwahn hat seine Geschichte: Was lehrten Marx und Engels über die Elephanten? 1. Russland ist die Heimat der Elephanten. 2. Der russische Elephante ist der beste Elephante der Welt. 3. Der weißrussische Elephante ist der kleinere Bruder des russischen Elephanten.

Tragik lässt sich aber nicht immer verdecken. So berichtet der westfälische Glücksritter Heinrich von Staden, der unter Zar Ivan IV. Karriere machte, über ein denkwürdiges Beispiel von Kulturkontakt: „Es wurde dem großfürchten ein elephante samt einem arabier geschenket, der den elephanten regirete... Dieser Arabier wart von den Reussen sampt dem elephanten vorclagt und angegeben, als keme die peste vom Arabier und dem elephanten. Da wart der Arabier in ungenaden mit dem elephanten na dem flecken Gorotky geschicket. Der Arabier starp, und der großfürchte schickete einen boiaren mit einer instrucktion, dass er den elephanten solte totsclahen... Der elephante stund in einer stuben und umbher ging ein stacket, da lag der arabier nicht weit vonne begraben. Der elephante brach sich hirdurch und

---

\* Christoph Schmidt ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität zu Köln.

legete sich auf das gras. Da wart er ganz totgeschlagen.“ (Aufzeichnungen über den Moskauer Staat. Hamburg 1964, S. 42-43).

Nicht lustig, aber ebenso klassisch ist die Beschreibung Vasilij Grosmans von der Befreiung Berlins durch die Rote Armee 1945 aus Perspektive des Zoos. Das Irreale des systematischen Umbringens wird durch diesen Blickwinkel noch gesteigert: „Am Morgen schritt ein Vertreter der Kommandantur... die Wege des Zoologischen Gartens mit sorgenvollem Gesicht ab. Bei den Käfigen, in denen sich, vom nächtlichen Gefecht ganz betäubt, die Tiere aneinanderdrängten, standen Rotarmisten, riefen sie herbei, steckten Brot, Zucker, Kekse, Wurst durch das Gitter. Als er zum Affenhaus kam, sah der Kommandanturvertreter einen alten Wärter in Dienstuniform, der neben der Leiche eines riesigen schwarzen Affen saß, dessen Brust von Granatsplittern aufgerissen war.“ (Tiergarten. Berlin 2008, S. 116).

Vergleicht man europäische und außereuropäische Tiergeschichten, fällt schnell auf, dass Tiere in Europa zumeist als Opfer gelten. Für die alten Inder etwa war der Elefant ein verehrungswürdiges, hilfreiches, sozial denkendes Tier, das als Götterbote fungierte oder Menschen rettete vor Gefahr. In Europa jedoch reduziert sich alles auf Schießen und Schlachten, mustergültig ausgerechnet bei George Orwell, „Shooting the Elefant“. Eher harmlos nimmt sich dagegen die bekannte Anekdote aus, bei der fünf Blinde einen Elefant abtasten... auch sie ein schöner Blick auf die alltägliche Glorie der Wissensfabrik deutsche Uni.

Vermutlich bedurfte es eines Polen, um dem Elend doch noch eine humoristische Wende zu geben. Slawomir Mrożek, ein lebenskluger Mann, der in Nizza lebt, griff in seinen Satiren immer wieder auf den Zoo zurück. Entweder parodierte er damit die polnische Mangelernährung, etwa wenn der Tiger auf polnische Blutwurst umgehend mit Haarausfall reagierte. Ein wirkliches Problem machte nur der Affe, der sich als schlechter Genosse erwies. Sauergurken bekamen ihm nicht, er kreperte. Noch bissiger war freilich Mrożeks Angriff auf die Herrschaft der Gewöhnlichkeit bzw. auf die Unfähigkeit der Massengesellschaft, ernsthafte Größe noch zu ertragen: Können zehntausend Kaninchen einen Elefant ersetzen? Und aus heutiger Sicht kann die Antwort nur lauten: Sie müssen sogar.

Generell scheint bislang unterschätzten Tieren im akademischen Bereich die Zukunft zu gehören. Sie sind es ja, die „mehr Sein als Schein“ verkörpern und dadurch Mut zur Dissidenz beweisen. Ein solcher Geheimfavorit wäre der Esel. Äußerlich scheint er grau und auch sein Lied kann sich mit dem der Amsel nicht messen. Dennoch aber taugt er in vieler Hinsicht zum Nobelpreisträger, denn fliegende Moden liegen ihm nicht. Oftmals erbittet er vielmehr Bedenkzeit und bleibt einfach stehen. Das ist Innensteuerung par excellence! Auch bei Künstlern kommt er sagenhaft an. Wer war es noch, Picasso oder Juan Gris, der das Bild eines Esels malte und darunter schrieb: Sind wir nicht zwei?

Völlig überschätzt wird dagegen die Eule. Erstens ist sie zu Beginn des Modulkreislaufs noch sehr müde. Zweitens würgt sie das mühsam Erjagte bald wieder aus. Drittens passt sie, da lautlos, sowieso nicht ins Zeitalter ständiger Klingeltöne und kann viertens daher bestenfalls noch als Totenvogel herhalten. König der Tiere aus heutiger Sicht ist vielmehr der Wurm. Nur der Wurm ganz allein ist dem Menschen so nah: Entweder nagt er am Herzen, drückt auf die Birne, sitzt tief in der Nase oder er plagt die Verdauungsorgane. Ganz zu Unrecht macht sich die Bibel über ihn lustig: „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks“ (Ps. 22). Nur der Wurm ist wahrhaft imstande, die Verhältnisse wieder gerade zu rücken, denn, wie Rudolf Schenda so schön gesagt hat, am Ende aller Schrecken werden die wackeren Würmer mit dem armen Würmchen Mensch leicht fertig. Das hat was... sehr sehr friedliches!

**B E N J A M I N R E E V E**\*

*Wo bitte geht's hier nach Slowakien?*

Wo steht Osteuropa heute in Deutschland? Auf der Baustelle oder dem Spargelfeld? Nein. Osteuropa ist in der Mitte der deutschen Gesellschaft angekommen. Um dies zu erkennen, muss man lediglich in einer beliebigen Großstadt mit der Straßenbahn fahren. Dennoch wird der osteuropäische Teil der bildungspolitischen Landkarte an deutschen Hochschulen immer kleiner. So klein, dass es einer philologisch gebildeten Kölner Dekanin in einer Fakultätssitzung jüngst nicht gelang, die EU-Staaten Slowakei und Slowenien auseinander zu halten. In dieser Sitzung, in der drastische Kürzungen der Personalausstattung am Slavischen Institut in Köln beschlossen werden sollten, machte sie auf Unklarheiten im Partnerschaftsvertrag „mit dem Bildungsministerium Slowakiens“ aufmerksam, die einer Klärung bedürften.

Auf denjenigen, der die bundesdeutsche Hochschullandschaft in den letzten Jahren im Blick hatte, wirkte dieser Fauxpas aber symptomatisch für ein universitäres System, in welchem den so genannten „kleinen Fächern“, zu denen die Slavistik zählt, immer weniger Platz und Bedeutung eingeräumt wird. Das war nicht immer so. Bevor der so genannte Eiserne Vorhang fiel und als die Menschen auf der „anderen Seite“ noch Feinde waren, war keine Mark zu teuer, um ihre Sprache, ihre Geschichte und Kultur zu studieren. In den 1990er Jahren wurden aus Feinden Freunde. 2004 wurden Freunde zu europäischen Nachbarn und Bündnispartnern. Paradoxiertweise sind in eben diesen Intervallen den osteuropäisch spezialisierten Fächern die Mittel gekürzt worden. Denn Hiebe gegen die Slavistik haben auch auf die anderen Osteuropastudien Auswirkungen. Die osteuropäische Geschichte und das Ostrecht sind sehr direkt vom Sterben der Slavistik betroffen, können sie sich doch bisher darauf verlassen, dass das Nachbarfach Sprachkenntnisse vermittelt, die für das Studium ihrer eigenen Disziplin unerlässlich sind.

---

\* Benjamin Reeve hat Geschichte, Slavistik und Jura an der Universität zu Köln studiert.



Sind die Osteuropastudien ein Relikt des Kalten Krieges? Ein geisteswissenschaftlicher Zweig der Rüstungsindustrie? Seit 1990 wurden in Deutschland schwerwiegende Kürzungen und Schließungen an den Slavischen Instituten der Freien Universität Berlin, in Erfurt, Frankfurt a.M., Mannheim, Rostock und Saarbrücken vorgenommen. Besonders tief waren die Einschnitte aber in Nordrhein-Westfalen, wo es nach Schließungen in Münster und Bielefeld zu drastischen Kürzungen in Bochum und Bonn kam, die für das letztere Institut faktisch eine Schließung auf Raten bedeuten.

Nun ist Köln an der Reihe. Laut eines Beschlusses der Engeren Fakultät der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln wird einer der ersten westdeutschen Lehrstühle für slavische Philologie, der nach dem Zweiten Weltkrieg etabliert wurde, derart gestutzt, dass ein akademischer Betrieb kaum mehr aufrecht erhalten werden kann. Zunächst muss das Institut seine Selbstständigkeit aufgeben. Die neu ausgeschriebenen Professuren für Sprach- und Literaturwissenschaft sollen nämlich zunächst keinen W3-Status erhalten, der grundsätzlich die Voraussetzung für die Übernahme der geschäftsführenden Direktion ist.

Diese herabgestuften Professuren verfügen über ein geringeres Lehrdeputat und über jeweils nur eine halbe Mitarbeiterstelle. Desweiteren soll eine Lektorenstelle gestrichen werden. Da durch vertragliche Bindungen aber lediglich eine halbe Lektorenstelle des Slowakischen und eine dreiviertel Stelle des Bulgarischen in der nächsten Zeit zur Disposition stehen, muss die Hochschullandschaft in NRW wohl bald auf diese Sprachen gänzlich verzichten. Denn diese werden derzeit nur noch in Köln angeboten. Auch die Bibliothek des Instituts, die von Umfang und Spezialisierung des Bestandes eine der wichtigsten Fachbibliotheken Deutschlands darstellt, soll künftig mit einer halben Stelle auskommen. Ein gründliches Studium ist unter diesen Umständen unmöglich und das Szenario wird somit absehbar: die Studenten bleiben weg, das Institut wirkt „unterlastet“ und seine Schließung ist eine Frage der Zeit.

Angesichts gegenwärtiger Staatspleiten, Banken- und Börsenkrisen wirken universitäre Sparappelle überzeugend. Jedem scheint klar zu sein, dass Einsparungen auch bei der Slavistik und anderen „kleinen Fächern“ unvermeidlich sind. Fatal ist jedoch die Art und Weise, in der die universitären Organe vorgehen. Auf der erwähnten Fakultätssitzung in Köln nutzte ein Mitarbeiter der Slavistik die Öffentlichkeit der Sitzung, um die Möglichkeit der Mitsprache zu erbitten. Auf schriftliche Anfragen hätten die zuständigen Gremien und Personen nämlich nicht reagiert. Dies ist eine weitere Parallele zu den Kürzungen von 2004. Ohne das Fach selbst zu konsultieren, stellen die Dekanate heute wie damals Kürzungspläne zur Abstimmung, die keinerlei Rücksicht auf die Eigenheiten des Fachs und auf gewachsene Strukturen nehmen. So wird hier nicht berücksichtigt, dass die Slavistik bisher meist als Nebenfach studiert wurde und so von Hause aus eine niedrige Absolventenquote vorweisen kann. Hinzu kommt, dass nur die wenigsten deutschen Studierenden sprachliche Vorkenntnisse mitbringen. Dies treibt Personalaufwand und Studienzeit in die Höhe. Mehr von biografischen Zufällen geleitet – in Köln wurden beide Professorenstühle gleichzeitig frei – als von überlegter Planung, stampft man ein, ohne eine Zukunftsidee erkennen zu lassen. Denn „Spezialisierung“, „Profilbildung“ oder „Dynamisierung“ erweisen sich als Euphemismen für Gleichförmigkeit und Abbau der Fächervielfalt.

Dabei hat es die Universität zu Köln in Sachen Exzellenzinitiative doch auch in der Kategorie Zukunftskonzepte zur „Eliteuni“ geschafft. In welchem Kontext sich diese Zukunftsvisionen „Meeting the Challenge of Change and Complexity“ (Die Herausforderung von Wandel und Komplexität annehmen) abspielen sollen, bleibt auch angesichts der geplanten Einschnitte ein Rätsel. Ein europäischer Kontext muss jedenfalls ausgeschlossen werden. Missachten die Verantwortlichen doch, dass seit 2004 ein Drittel der europäischen Bürger „Slavisch“ sprechen und mit dem Wegfall des Bulgarischen oder des Slowakischen zwei Sprachen des neuen Europas wegfallen würden. Zwei Sprachen eines Raumes, dessen Wichtigkeit profitorientierte Handelskammern durch Standort- und Filialgründungen unterstreichen.

Enden Integration und Dialog an der Universität also, wenn sie in Europa beginnen? Es scheint so. Erfuhr die Slavistik in Köln doch eher zufällig davon, dass die längst ausgeschriebenen Professuren zunächst nicht besetzt werden sollten. Ein weiteres Beispiel für die mangelnde Kommunikation ist der geplante Abriss des Gebäudes der Abteilung für osteuropäische Geschichte in Köln. Die Mitarbeiter der Abteilung erfuhren davon erst aus einer karnevalistischen Büttenrede, die im Mitarbeiterheft der Universität zu Köln abgedruckt war. Wie soll also ein integrativer Dialog auf europäischer Ebene zustande kommen, wenn er schon im Hause nicht funktioniert. Ganz abgesehen davon zeugt dieses Vorgehen von schlechten Manieren, an die man sich – und das ist das eigentliche Desaster – schon gewöhnt hat. Der wissenschaftliche Dialog mit beispielsweise der Slowakei würde jedenfalls durch die geplante Kürzung in Köln austrocknen und dies obwohl die Finanzierung der betreffenden Lektorenstelle seit Jahren mit dem slowakischen Bildungsministerium geteilt wird. Dies spiegelt letztlich die Ideenlosigkeit, mit der Universitäten in Köln, NRW und Deutschland unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrieben werden. Denn das Beispiel der geteilten slowakischen Lektorenstelle könnte durchaus Modellcharakter entwickeln. So werden aber Drittmittel abgelehnt, obwohl man langsam wissen sollte, dass die Philosophische Fakultät in Köln und dort die Lehre kaum etwas von den rund 120 Millionen Euro haben wird, die durch den Elitewettbewerb in die Universität investiert werden sollen.

**C H R I S T O P H   S C H M I D T \***

*Zur Geschichte der Glücksidee in Polen und Russland*

Die Glücksforschung hat derzeit Konjunktur. Da sich Geisteswissenschaft oftmals kompensatorisch begründet, dürfte es mit dem Glücksgefühl dieser Zeit offenbar nicht weit her sein. Vermutlich hat dies auch historische Gründe, vor allem weil Glück zunächst als kollektive Eigenschaft galt. In diesem Sinne ist die Geschichte des Glücks vor allem anderen eine Geschichte des Verlusts. Polen und Russland stehen hier für zwei ganz unterschiedliche Schicksale der Glücksidee, beginnend in der polnischen Maiverfassung von 1791, die den Glücksgedanken erstmals in Europa zu konstitutionellem Rang erhob und endend im Programm der KPdSU von 1961, das dem öffentlichen Glücksgefühl quasi ein Ultimatum setzte und das Erreichen des irdischen Glücks aufgrund wissenschaftlicher Berechnung für die nächsten zwanzig Jahre vorsah.

Wie im Englischen und Deutschen gibt es auch in vielen slavischen Sprachen eigentlich zwei Begriffe für Glück. Dabei entsprechen „błogość“ und „blagopolučie“ der himmlischen Seligkeit wie „szczęście“ und „sčastie“ dem irdischen Glück. Beide Begriffe sind zunächst antonym; Seligkeit verweist auf den Altar, Glück aber auf den Spieltisch. Nach der Reformation aber sinkt die Seligkeit auch im Deutschen stilistisch ab und bereitet so die Bedeutungsüberlagerung mit Glück vor. Diese Säkularisierung ist von grundsätzlicher Bedeutung, weil Seligkeit ja weitaus mehr als eine Kollektivempfindung war; es stand zugleich für den Eindruck von Transzendenz. Beides konnte profanes Glück zu keinem Zeitpunkt ersetzen, wie orgiastisch der öffentliche Konsumrausch als Glückersatz auch gefeiert werden sollte.<sup>1</sup>

Bei Jan Kochanowski, dem polnischen Shakespeare, ist die Entgöttlichung der Glücksidee deutlich zu beobachten. Sein Glücksbegriff ist vielfältig; einmal begegnet er in der Liebeslyrik, manchmal gilt die Arbeit mit Papier und Feder als Quelle des Glücks, und dann ist Glück auch eine kollektive Vorstellung für ganz Polen. 1574

---

\* Christoph Schmidt ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität zu Köln.

verfasste Kochanowski ein lateinisches Poem, als der gerade gewählte polnische König Heinrich von Valois Polen heimlich verlassen hatte, um seinen Bruder als König von Frankreich zu beerben. Was mache die polnische felicitas denn aus? Fruchtbare Erde, ein ergiebiges Meer, reiche Bodenschätze, befestigte Städte, vor allem aber die Polen selbst, die glücklich seien auch ohne das, was Franzosen für Reichtum hielten.<sup>2</sup> Hier wurde Glück erstmals durch Abgrenzung vom Westen definiert.

Eine politische Kategorie ist Glück zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Dies zeigt einer der großen polnischen Staatsdenker, Andrzej Frycz Modrzewski, ganz deutlich, der in seinem Hauptwerk von 1551 (*De republica emendanda*) eher die Freiheit und Gerechtigkeit ins Zentrum seiner Reflexionen stellt. Erst mit der Krise des 17. Jahrhunderts, als es die schwedischen Ketzler sogar wagten, die Schwarze Madonna zu belagern, zog ein messianisches Element in die polnische Ideengeschichte ein, das sich auch auf die Glücksidee stützt. So nahm der Kanzler Stefan Koryciński 1652 eine massive Anleihe bei der Glücksmetapher auf. Er beschrieb den polnischen Staat als Uhrwerk, das von Gott selbst geschaffen sei und nun mit größter Präzision dem Stadium der Glückseligkeit entgegenstrebe. Da Polens Verfassung auf göttlichem Ursprung beruhe, gereiche sie nicht nur Polen zum Vorteil, sondern beglücke auch Gott selbst.

Aus dem literarischen Umkreis im 16. Jahrhundert und dem politischen im 17. Jahrhundert tritt die Glücksidee im 18. Jahrhundert dann in juristisches Umfeld ein. Glück schien beschließbar zu sein wie ein Gesetz. Diese Erwartung erreichte ihren Höhepunkt in der Verfassung vom 3. Mai 1791, die den Staat schon in der Präambel auf das Streben nach Glück verpflichtet, garantiert durch äußere Unabhängigkeit und innere Freiheit, die höher zu schätzen seien als persönliche Glückseligkeit. Diese Beschwörung der Glücksidee, anknüpfend an die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 und die Formel des „*pursuit of happiness*“ markiert zugleich Höhepunkt wie Abschluss vom Glücksbegriff als Rechtsfigur; in der Konstitution des Herzogtums Warschau 1807 wie in der Verfassung des Königreichs Polen 1815 fehlt noch der kleinste Hinweis auf die Glücksidee, denn diese Texte schlagen eine neue rechtshistorische Richtung ein und schalten um auf kühle und

überprüfbar juristische Präzision. Das Zeitalter aufgeklärten Utopiendurstes war vorbei, es begann die Herrschaft der Paragraphen.

Aus der politischen Debatte scheidet das Glück daher aus oder wird zumindest von Romantikern wie Adam Mickiewicz mit der Nationalidee verschmolzen. Drei Jahrzehnte, nachdem Polen Freiheit wie Unabhängigkeit verloren hat, entwirft Mickiewicz 1827 in der „Totenfeier“ eine neue Phase des Messianismus. Hier wird der Held Gustav als Konrad in der Gefängniszelle wiedergeboren, um sein Volk aus der Tyrannis zu befreien und ihm sein Glück zurückzugeben. In Anrufung Gottes schreibt sich Konrad zugleich die Rolle eines Glücksbringers für die gesamte Menschheit zu („Begrreifen sollen sie meinen Willen, zu ihrem Glücke ihn erfüllen“<sup>3</sup>).

Spezifika der polnischen Glücksidee bestehen damit in der Verbindung von Messianismus und Glück, fussend auf den drei großen Mythen von Polen als Bollwerk der Christenheit, als Kornkammer Europas und als perfektem Staatswesen. Alle drei werden über Polen ihr Glück ausgießen. Bei Mickiewicz schließlich schlägt die Utopie in Verbitterung um, ja kehrt in vielfacher Hinsicht zum Zustand vor Einsetzen der Säkularisierung zurück, um irdischem Glück Lebewohl zu sagen.

Komplett anders nun der Weg, den die Glücksidee in Russland erleben sollte. In Polen war die Diskussion lange vorbereitet, in Russland jedoch erschien der Begriff in der politischen Diskussion so plötzlich wie ein Springteufel. 1767 konstatiert Art. 2 der Großen Instruktion Katharinas, es müsse eines jeden ehrliebenden Menschen Wunsch sein, das Vaterland auf der höchsten Stufe der Wohlfahrt, des Ruhms und der Glückseligkeit zu sehen. In den folgenden Paragraphen erklärt die Zarin die Glückseligkeit des Volkes zum höchsten Ideal überhaupt. Damit war ein Stichwort gefallen, dass sich die entstehende Opposition nicht zweimal zuflüstern ließ. Katharinas Widersacher Radiščev, den die Zarin 1789 zur Verbannung begnadigt hatte, griff den Begriff auf und rief das Streben nach Vervollkommnung zum Glück des Menschen aus. Hier setzte eine Konfrontation ein zwischen dem statischen Glück von oben und dem dynamischen von unten. Die Konservativen wie der Volksbildungsminister S.S. Uvarov begriffen schnell, dass Glück unter diesen Umständen zu einem sehr gefährlichen Leitbegriff werden

konnte, mit dem sich der Zarenstaat unter Druck setzen ließ. Ergo lenkte seine Formel von 1832, um die russische Identität zu definieren, auf schon Bestehendes um wie Orthodoxie, Autokratie und Volkstum.

Diesem Abschied von der Glücksidee schlossen sich zwei Gruppen an. Die einen waren die Liberalen, die Glück durch Fortschritt ersetzten und es wie in der polnischen Verfassungsgeschichte nach 1800 eher mit konkreten Rechtsformeln hielten, schon um Zarenstaat wie Autokratie fortzuentwickeln. Ganz anders lautete das Argument der christlichen Denker wie Vladimir Solov'ev, die am Entwicklungsgedanken festhalten, damit die Menschheit der Erlösung entgegenstrebe. Glückseligkeit jedoch stamme von Gott allein.

Für die russische Geschichte sollten diese beiden Gruppen jedoch keine so große Bedeutung erlangen wie die Sozialisten, die keineswegs gewillt waren, sich vom Glückstaumel zu verabschieden. Obwohl es auch hier Gemäßigte gab wie Herzen, der Fortschrittsglauben als Versklavung ansah, sollten sich die Bolschewiki als fanatische Anhänger der Glückspropaganda entpuppen. Schon in ihrer Symbolik kam dem Glücksversprechen eine entscheidende Rolle zu, etwa im Roten Stern, nichts anderes als eine säkularisierte Variante des Sterns von Bethlehem. „Folget mir nach und ihr werdet erlöst!“ Von den Türmen des Moskauer Kreml leuchtet dieser Stern noch heute hinaus auf das flache Land, obwohl die rote Fahne doch längst eingeholt ist.

Die großen sowjetischen Wörterbücher liefern zahllose düstere Nachweise für den Glückskult, der nach der Revolution entstehen sollte. Im Juni 1923 richtete die Sowjetmacht auf der ehemaligen Klosterinsel Solovki im Weißen Meer ein Sonderlager ein, das Solženicyn bezeichnet hat als „Auschwitz am Polarkreis“. Über dem Eingangstor dieses Lagers hing ein Spruchband mit der Losung: „Lasst uns die Menschheit mit eiserner Hand ihrem Glück entgegentreiben“.<sup>4</sup> Vermutlich gilt auch hier die alte Beobachtung, nach der Propaganda umso furioser wird, je verzweifelter sich die Lage zuspitzt. Auch Chruščev war offenbar nicht in der Lage, sich diesem Zwang zu entziehen. Sein Parteiprogramm von 1961 versuchte letztmals, die uralte Glückshoffnung für sich zu reklamieren. Als dies nicht gelang, schlug der Betrug unter Gorbačev gegen den Urheber zurück. Glück ist eben doch keine Floskel, die

man straflos als Propaganda verwenden kann.

---

1 Vgl. einführend MacMahon, D., *The Pursuit of Happiness. A History from the Greeks to the Present*, London, 2006. Frey, B.S. u. Stutzer, A., *Happiness and Economics*, Oxford, 2002.

2 Kochanowski, Jan, *Ausgewählte Dichtungen*, Leipzig, 1980, S. 65-73.

3 *Polnische Romantik*, Frankfurt/M., 1998, S. 242.

4 Eingehend hierzu jetzt Robson, R.R., *Solovki*, New Haven, Conn., 2004.



**B E N J A M I N N A U J O K S \***

*Sehr simple Betrachtungen in eigener Sache*

*Zwei Jahre „Neues Osteuropa“ – (nicht nur) in Zahlen*

*Willkommen bei den Anrainern!*

Das Online-Journal „Neues Osteuropa“ gibt es nun schon seit genau zwei Jahren, oder: hiermit seit neun Ausgaben. Als neues Journal und ausschließlich im Onlinebereich stellten sich nicht nur gänzlich andere Probleme als im Printbereich, sondern auch das Medium ist ein anderes: Internet statt Druck. Die Unterscheidung zwischen Offline und Online greift gar nicht mehr, seitdem alle gängigen Massenmedien nach dem *Online-First-Prinzip* agieren (also der teilweisen oder kompletten Vorveröffentlichung wichtiger Beiträge auf den Internetpräsenzen). Und jene unendlich scheinende Liste von Dingen, welche das Medium Internet auf der einen Seite vermeintlich frei und kreativ macht, erweist sich bei genauerem Hinsehen als Projektion ohnehin existierender Formen auf eine gänzlich ungenutzte (böse Zungen behaupten leere) Spielwiese: die Wiese ist grün und saftig, die Sonne scheint – ob das Kind nun aber Fußball oder Verstecken oder gar nichts spielt, das kann es nur selbst entscheiden.

Und so fiel vor inzwischen mehr als zwei Jahren die Entscheidung, der rückläufigen Publikationszahl und vor allem der damit einhergehenden, immer geringer werdenden Publikationsmöglichkeit schlechthin im Themenbereich Osteuropa entgegen zu treten. Von einem erschreckenden Desinteresse an den und – ist dies Folge oder Ursache? – der grassierenden Unkenntnis über die östlichen Nachbarn im deutschsprachigen Raum ganz zu schweigen...

---

\* Benjamin Naujoks studiert Osteuropäische Geschichte, Slavistik und Philosophie an der Universität zu Köln.

### *Bestseller oder Ladenhüter?*

Hier scheiden sich die Geister. Lässt sich eine Entwicklung anhand von Publikationszahlen relativ klar ausmachen, fällt die Bewertung dieser jedoch vollkommen konträr aus. Die eine Seite behauptet nicht zu Unrecht, für jegliche Publikation brauche es im Wesentlichen drei Dinge: erstens das Umfeld (ein Seminar oder jenes, ach so kuscheliges Café an der Ecke), aus welchem die Inspiration entspringt, zweitens die Förderung (neumodisch Support, eigentlich Subvention) und drittens den Agenten am Markt (neumodisch Marketingexperte). Die andere Seite sieht den Sachverhalt viel klarer: Idee und Markt. Wozu ein ganzes Buch schreiben, wenn es bereits am Exposé (neumodisch Antragslyrik) scheitert? Floppt die Veröffentlichung – und hier zählen knallhart nur noch Auflagen- bzw. Verkaufszahlen –, lag der Fehler immer im Anfang, kurz: der Einfall passte nie in den Markt, das sah doch ein Blinder. Funktioniert das Ganze hingegen, kommt das erheiternde Spiel von Geltung und Genese zur Aufführung. Denn realiter küsst die meisten Bestseller-Autoren wohl eher die Muße oder sie sticht der Hafer auf der blühenden Wiese. Für Ruhm statt Geld schreibt man allerdings sofort am besten einen sogenannten *steady seller* oder auch *longseller* genannt, wie zum Beispiel die Bibel. Für den Rest einfach etwas, das sich messen lässt, also für die Masse. Dass Qualität selten mit Quantität kongruent ist, dürfte hinlänglich bekannt sein, aber Quantität übernimmt inzwischen das Postulat der Modernität, wie zuletzt „*Fifty Shades of Grey*“ bewies – der sogenannte erste „*digitale Bestseller*“. Übrigens betitelte man das, was ein offener, hungriger und bisweilen freier Markt früher mal zuließ, gerne auch mit Innovation, also nichts anderes als ein unverhoffter Impuls (heute Input) aus nie beachteter Richtung.

### *Sind wir so blöd? Alle sind Markt!*

Es verhält sich paradox. Die Alternativlosigkeit scheint überall angekommen zu sein, sogar in den letzten Winkeln der Gesellschaft, Kultur und eben auch Bildung. Von *Bildungsmarkt* samt *Fachkräftemangel*, über *Sachzwänge* bis hin zur *Normativen Kraft des Faktischen*; diese Begriffe werden inzwischen als Begründung allgemein bejaht und anerkannt, weitestgehend ohne Hinterfragen. Das eigene Verhalten, gar die soziale Gewohnheit sprechen aber eine widersprüchliche Sprache: Fort- und Weiterbildungsangebote boomen, nach externen Fördermittel giert man

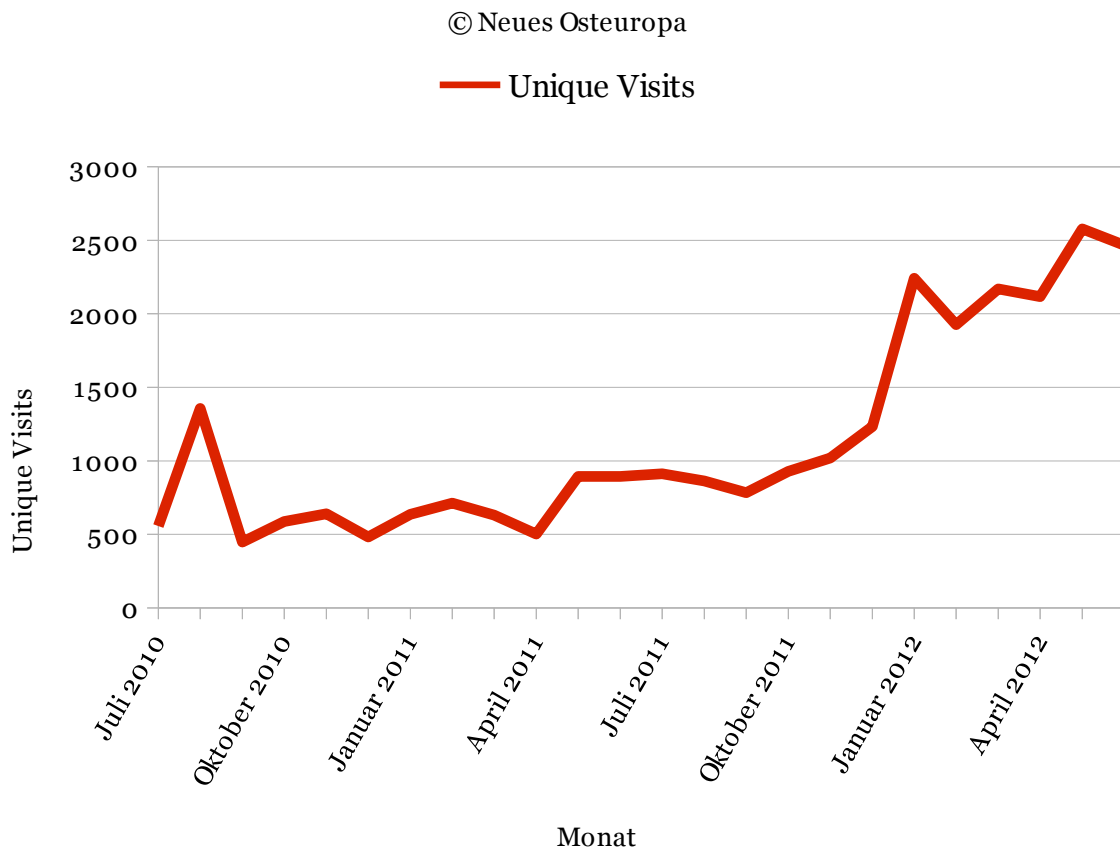
und irgendwie blickt dann doch selbst ein Großteil der politisch-interessierten Schichten gespannt auf die kommende Antwort, ob es das Gegenteil des Gewohnheitsrechts tatsächlich noch gibt.

Der Rest der Gesellschaft macht es nicht anders als „*Neues Osteuropa*“: es schießt, ganz unpräventiös, seine Ergüsse in den privat anmutenden Orbit namens Internet. YouTube, YouPorn, eine Sendung auf Arte heißt gar YouRope. 15 Minuten Ruhm waren einmal, das Internet wirkt unendlich. Was dabei herauskommt, ist bekannt: *Hype*, millionenfache Klicks oder eben der gefürchtete *Shitstorm*. Woher aber die Reaktion? Irgendwo scheint sich doch noch ein Markt zu verstecken. Selbstvermarktung ist dies letztendlich, darf aber bitte schön so nicht beim Namen genannt werden. Und irgendwie bleibt doch das diffuse Gefühl, das nicht alles ohne Wirkung zu sein scheint. Musikvideos in Eigenregie finden weltweit Lob und Anerkennung (siehe Peter Nalitsch), Soziale Dienste tummeln sich auf realen Märkten (Facebook zuletzt) und sogenannte Neue Medien werden gesellschaftlich relevant (Huffington Post). Mehr oder weniger scheint das Wechselspiel aus Angebot und Nachfrage (früher: Markt) also noch zu funktionieren...

### *Skala und Spektrum*

Mit (Rück-)Blick auf das gesammelte Zahlenwerk aus zwei Jahren Onlinejournal rückt eine Frage daher in den Vordergrund: was will der Datenhaufen eigentlich sagen? Was er sagen kann, das ist indes einfacher und präziser zu beantworten, denn bei der Datenherkunft und Datenqualität wird bewusst auf fremde Dienste verzichtet, um ein hohes Maß an Datenschutz zu gewährleisten; es sollte jeder Nutzer selbst entscheiden können, ob er Daten preisgeben möchte (wie beispielsweise auf der Facebook-Seite des Journals).

## Unique Visits (07/2010-06/2012)



Einer der meist beachteten und signifikantesten Indikatoren ist zweifelsohne jener der sogenannten *Unique Visits*. Diese Zahlen sind praktisch das, was die Auflage für ein Printmedium darstellt. Im Falle eines Onlinejournals lässt sich so zwar eine Menge an diesen ablesen, aber bei „*Neues Osteuropa*“ sind einige Besonderheiten zu beachten. Erstens ist die Domain *neues-osteuropa.de* durch die identische Benennung klar dem Journal zugeordnet. Zweitens wird der Besucher immer deutlich auf der Startseite direkt auf die aktuelle Ausgabe des Journals hingewiesen. Es kann folglich konstatiert werden, dass jeder Besucher wegen des Journals diese Seite aufsucht. Überdeutlich gestützt wird dies in den detaillierten Zahlen zu den am häufigsten aufgerufenen Seiten: mit überragender Mehrheit dominiert hier die jeweils aktuelle Ausgabe, gefolgt von früheren Ausgaben und den einzelnen Artikeln der Ausgaben. Drittens sind genannte Zahlen so erfasst, dass diese die tatsächlichen Besuche widerspiegeln bei Ausschluss möglichst vieler Verzerrfaktoren. Beispielsweise sorgt ein Filter nach internationalen Standards

bereits vorab dafür, dass jeder neue Besuch innerhalb eines halbstündigen Intervalls von ein und derselben IP-Adresse nur zu einer Zählung führt. Massen Anfragen an die oder Arbeiten an der Seite bleiben quasi unberücksichtigt und sind nur noch im *Traffic* (Datenverkehr) deutlich ablesbar. Künstliche Schönheitskorrekturen (*pushen*) sind somit ausgeschlossen. Und nicht zuletzt werden weitere Indikatoren wie die Differenzierung nach Anfragen von verschiedenen IP-Adressen mit einbezogen.

Wobei diese Filter ein altes Problem allerdings nach wie vor nicht lösen können: nämlich wie viele Personen an einem (virtuellen) Ort wirklich lesen. Bei Tageszeitungen ist es üblich, die Reichweite und vor allem auch den Wirkungsgrad pro Haushalt zu berechnen. Würde hier ähnliches angenommen (so u.a. allein der Umstand, dass meist eine ganze Reihe von Rechnern in einem großen Netzwerk über denselben IP-Port surft), dürften die erhobenen Zahlen wohl deutlich zu niedrig liegen.

#### *Wegmarken der Konstanz*

Das Debüt von „*Neues Osteuropa*“ Mitte Juli des Jahres 2010 verfolgten bis Monatsende bereits 556 Besucher, es folgte ein rasanter Anstieg im August um mehr als 100% auf 1356, gefolgt von 448 Besuchern im September. Ab der zweiten Ausgabe im Oktober 2010 fanden sich pro Monat im Durchschnitt um die 600 Besucher ein.

Im Februar 2011 wurde bereits mit 712 die nächste kleinere Hürde genommen, um dann im Mai mit 893 knapp an der 900 zu scheitern, was aber – passend zum Einjährigen – im Juli gelang mit 912. Im Spätsommer 2011 flachte die Kurve auf diesem Niveau unmerklich ab, um dann zunächst im Oktober wieder auf 928 zu klettern und im November mit 1019 Besuchern die 1000er-Marke dauerhaft zu knacken. Seither besuchen jeden Monat über 1000 Personen *neues-osteuropa.de*.

Das neue Jahr 2012 bringt dann den deutlichen Durchbruch bei der nächsten Tausendermarke: 2241. Seither liegt die Besucherzahl konstant bei ca. 2000, mit eindeutiger Tendenz nach oben – so wird der Höchststand im Mai dieses Jahres mit 2578 verzeichnet. Der Aufwärtstrend wird erst durch die Sommer- und Feriensaison

unterbrochen, liegt aber derzeit (Stand: 26. Juli) nach wie vor bei durchschnittlich 2000. Auf die bisherigen 25 Monate gesehen sind das 1176 Besucher/Monat, der Durchschnitt 2012 bestätigt die Aufwärtsdynamik mit einem Wert von 2189 Besuchern/Monat. Alleine das laufende Jahr hat somit eine durchschnittliche Steigerung von annähernd 100%.

*Ab sofort wird die Redaktion in loser Folge über diese Tendenzen berichten, um so einerseits die Entwicklung von „Neues Osteuropa“ transparent zu dokumentieren und andererseits die Interessenlagen der Leser deutlicher auszuloten.*

*Ulrich Ammon und Dirk Kemper: Die deutsche Sprache in Russland\**

Es ist viel aus und über Russland in den letzten Jahren geschrieben worden. Anlass hierfür bot nicht zuletzt der politische Aufstieg und das Regime um Wladimir Putin. Der 2011 erschienene Sammelband „*Die Deutsche Sprache in Russland. Geschichte, Gegenwart, Zukunftsperspektiven*“, herausgegeben von Prof. Ulrich Ammon und Prof. Dirk Kemper, nimmt dagegen vergangene und aktuelle russische Realitäten unter die Lupe, ohne dabei auch nur ansatzweise Gefahr zulaufen, durch allseits bejahte Putinkritik schnelles Kapital zu schlagen.

Der renommierte und emeritierte Duisburger Sozio-Linguist Ulrich Ammon und Prof. Dirk Kemper, Direktor des Instituts für russisch-deutsche Literatur- und Kulturbeziehungen der RGGU-Universität in Moskau, haben sich der scheinbar buchhalterischen Aufgabe gestellt, über die Situation und die Rolle der deutschen Sprache in Russland zu berichten. Nicht mehr, aber eben auch nicht weniger. Ein guter Bericht leistet vor allem eines: er lässt Dritte an Entwicklungen und aktuellen Situationen kognitiv und emotional teilhaben, er ermöglicht dem Leser ein Nachvollziehen der Dinge, trotz räumlicher und zeitlicher Distanz. Dies ist den Herausgebern mit einer breitgefächerten Auswahl an Beiträgen und fachkundiger Autoren in vorzüglicher Weise gelungen.

Wie steht es also nun um die deutsche Sprache in Russland? Bereits aus einem wohlthuend prägnant abgefassten Vorwort der Herausgeber geht klar hervor; es steht nicht gut um die deutsche Sprache in Russland: „Abnehmende Lernerzahlen, geringe Lernmotivation und an den Hochschulen Studienanfänger mit schlechten Deutschkenntnissen als früher“, so das allgemeine Resümee der Herausgeber über die derzeitige Situation. Womit zugleich auch das übergreifende Thema des Sammelbandes umrissen ist: Der Verlust der über rund zwei Jahrhunderte so starken Position der deutschen Sprache in Russland.

---

\* Eine Besprechung von Stefan Kurzmann, Bonn.

Worüber berichtet der 228 seitenstarke und 33 Beiträge umfassende Sammelband konkret? Es versteht sich von selbst, dass nicht auf jeden Beitrag einzeln eingegangen werden kann, sondern vielmehr die gemeinsamen Linien nachgezeichnet werden. In den Beiträgen, die sich der Geschichte widmen, erfahren wir von der enormen „Immigration“ deutscher Wissenschaftler und Fachleute nach Russland, ausgehenden im 18. Jh, während des ganzen 19. Jh. und bis zum Ersten Weltkrieg, ausgelöst durch die politischen Reformen unter Zar Peter I. im 17. Jh. So lebten z. B. Anfang des 20. Jh. rund 18.000 Deutsche in Moskau. Deutschkenntnisse bedeuteten für Russen daher vorrangig Zugang zu Bildung und Wissen. Dies ist auch an einer großen Zahl an deutschen Hauslehrern zu dieser Zeit in Russland abzulesen, die zu weitreichenden Deutschkenntnissen gerade in aristokratischen Kreisen und in der Oberschicht führten, während die russische und deutsche Unterschicht in Russland weitestgehend den gemeinsamen Umgang mieden und daher gegenseitig kaum sprachlich profitieren konnten.

Dies gilt auch für die von Zarin Katharina II. gerufenen 23.000 so genannten Wolgadeutschen, die zwar über einen langen Zeitraum eine Präsenz der deutschen Sprache in Russland stellten, dabei jedoch keineswegs als Sprachmultiplikatoren wirkten. Wir erfahren zudem sehr umfassend, konkret und kompakt, wie der Deutschunterricht an Schulen und Universität zu kommunistischen Zeiten und nach der Auflösung der Sowjetunion ausgestaltet worden ist. Schließlich stellen die heutigen deutschen Bildungsinstitutionen (Goethe-Institut / DAAD) sich und ihre Arbeit in Russland vor.

Trotz alledem, letztlich konnte das hohe Prestige von Deutsch als Wissenschafts- und Kultursprache auch über die Zeit der Sowjetunion aufrecht erhalten werden. Wie Dirk Kemper zeigt, entwickelte sich so, beginnend im 19. Jh., eine bis heute fortbestehende originär russische Germanistik und Literaturwissenschaft. Doch während in den wirren Jahren nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, tausende junger Menschen auf Deutschkenntnisse und ein Studium in Deutschland setzten, entscheiden sich heute immer weniger Eltern, Schüler und schließlich Studierende für die deutsche Sprache, und zeigen damit nach Meinung von Ulrich Ammon zugleich „Realitätssinn“, den es



zu respektieren gelte. Denn Deutsch ist heute längst keine führende wissenschaftliche Publikationssprache mehr und auch für eine berufliche Karriere in der Wirtschaft oder im Staat, ist Deutsch heute eine Zusatz-, aber eben keine ausschließliche Qualifikation. Dies belegt u.a. auch eine empirische Untersuchung von russischen Stellenanzeigen im Internet. Werden Fremdsprachenkenntnisse gefordert, sind es in 90 % der Fälle Englischkenntnisse, Deutsch wird nur bei 8 % der Anzeigen nachgefragt. Die starke und wachsende Präsenz deutscher Firmen in Russland deutet im Zusammenspiel mit heutigen Motivationen unter den Deutschlernern, nämlich die Hoffnung auf einen sicheren Arbeitsplatz, dennoch auf eine realistische Einschätzung der Lage. Quantitativ teilen jedoch immer weniger in Russland diese Hoffnung: wurden im Schuljahr 2000/2001 allein 3,5 Mio. deutschlernende Schüler gezählt, wird die Zahl der Deutschlerner 2007 in Russland insgesamt mit nun mehr 4,5 Mio. angegeben. Oder anders ausgedrückt: Im akademischen Jahr 2008/2009 wählten 9,1 Mio. Russen Englisch als Fremdsprache (Lehramtsstudium), aber nur 1,6 Mio. Deutsch als Fremdsprache (DaF). Folgerichtig geht auch die Zahl der Schulen und der Lehrstühle zurück, die Deutsch überhaupt anbieten, was die Abwärtsspirale weiter in Gang hält.

Trotz dieses massiven Rückgangs und Rückbaus der deutschen Sprache in Russland, sehen die Autoren kein Grund zur Panik. Deutsch ist immer noch die zweithäufigste Fremdsprache in Russland, die zudem von immerhin ca. 2. Mio Menschen in Russland gesprochen wird. Unter der Annahme, dass Deutschland auch über die kommenden Jahre eine starke Exportnation bleiben wird, können wir auch in Zukunft mit Deutschlernern in Russland rechnen, die aus rein ökonomischem Kalkül beginnen werden Deutsch zu lernen. Eine Tatsache, der sich die Deutsch lehrenden Institutionen in Russland, die noch immer stark an den Geisteswissenschaften ausgerichtet sind, in Zukunft stellen müssen.

Allein aus der klaren Überzahl an gegenwartsbezogenen Beiträgen ist der Schwerpunkt des Sammelbands abzulesen; die gegenwärtige Situation und die aktuellen Entwicklungen der deutschen Sprache in Russland. Damit leistet das Werk genau das, was sein Titel verspricht, und bleibt damit nicht in der Aufarbeitung geschichtlicher Entwicklungen stecken, wie so mancher öffentlichkeitswirksamer

Titel aus dem akademischen Betrieb. Im Gegenteil, der Band gibt allen Russland Interessierten und Deutschlehrenden eine gut zu lesende Zeitdiagnose an die Hand, die auf philosophische Reflexionen verzichtet und stattdessen auf die Authentizität und Dringlichkeit der Berichte und ihrer Autoren vor Ort setzt. Denn die Beiträge liefern keineswegs nüchternes Zahlenmaterial und ermüdende Pflichtabhandlungen. Neben der Vermittlung von „Fakten“ aus dem jeweiligen Arbeits- oder Fachgebiet, lassen uns die Autoren an ihrer Wahrnehmung der gegenwärtigen Lage in Russland teilhaben, von der wir Leser ja größtenteils ausgeschlossen sein dürften. Damit ist der Sammelband von Ulrich Ammon und Dirk Kemper zugleich auch ein Reisebuch, er nimmt seine Leser mit nach Russland, an die Orte und Institutionen, die heute die deutsche Sprache in Russland bilden.

Man mag nach all dem Gesagten einwenden, dass es sich bei dem Sammelband also lediglich um ein Handbuch, um Gebrauchsliteratur handele, die aufgrund ihrer stark zeitdiagnostischen Fokussierung rasch überholt sein werde. Gewiss, der aktuelle Berichtsmehrwert der Beiträge wird mit der Zeit naturgemäß abnehmen, doch ist die Bezeichnung „Gebrauchsliteratur“ hier positiv zu werten: Der Sammelband bietet einen hohen Gebrauchswert, mit ihm lässt sich gut in Wissenschaft und außeruniversitär arbeiten. Die Beiträge weisen stets gängige wissenschaftliche Zitierregeln auf und enden teils mit langen Literaturangaben und sind doch zugleich allgemeinverständlich und auf wenige Seiten abgefasst. Zum lustvollen Schmökern und für philosophische Anregungen in geistigen Dürreperioden, eignet sich der Band dagegen weniger.

Es bleibt nur zu hoffen, dass sich in fünfzehn bis zwanzig Jahren wieder so bescheidene und zugleich fachkundige Herausgeber wie Ulrich Ammon und Dirk Kemper finden werden, die uns von neuem unaufdringlich und doch authentisch die Situation der deutschen Sprache in Russland näher bringen.

*Ammon, Ulrich und Kemper, Dirk (Hrsg.), Die deutsche Sprache in Russland. Geschichte, Gegenwart, Zukunftsperspektiven, 428 S., erschienen im Iudicium Verlag, München, 2011, 60,00€.*

*Gibt es in Osteuropa eine Frauenbewegung?\**

Endlich regt sich die Emanzipationsbewegung in Europa, speziell in der Ukraine und in Russland und erreicht auch in den westeuropäischen Medien Aufmerksamkeit. Unerschrockene Aktivistinnen sind es, die die Gemüter erhitzen und die regelmäßige Verhaftungswellen sowie Strafverfolgungen über sich ergehen lassen müssen. In der Ukraine provozieren die unermüdlichen Anhängerinnen der feministischen Gruppe *Femen* die Öffentlichkeit. Mit ihren Aktionen verfolgen diese das Ziel, auf die Zunahme der Prostitution aufmerksam zu machen und gegen die menschenunwürdigen Bedingungen anzukämpfen. In Russland dagegen wird derzeit drei Mitgliederinnen der Punkband *Pussy Riot* der Prozess gemacht. Das vermeintliche „Rowdytum“ – welch lächerlicher Anklagepunkt an sich – bestand darin, sich offen, laut und medienwirksam gegen den zu diesem Zeitpunkt (formal) noch nicht wiedergewählten Präsidenten Putin zu äußern. Die Defizite des russischen Regimes zeigen sich mal wieder in der Strafjustiz. Reicht die Empörung der orthodoxen Kirche nicht aus? Nein, Putin selbst befriedigt sein chauvinistisches Machtstreben – sind die Muskeln erschlafft? –, indem er nicht nur die Kunst attackiert, denn auch Punk ist eine Form der Kunst (man stelle sich nur vor, die Queen hätte dazumal die *Sex Pistols* ins Straflager geschickt), – sondern gerade an diesen drei jungen Frauen ein Exempel zu statuieren versucht. Das Perverse dieses Prozesses liegt weiterhin in der Behandlung der drei Frauen und vor allem in der Drohung, ihnen ihre Kinder wegzunehmen. Die Unzivilisiertheit und Unmenschlichkeit des Kalten Krieges lässt grüßen!

Die leidlich zelebrierte Diskrepanz zwischen „Ost“ und „West“, zwischen „Rückschritt“ und „Fortschritt“ spiegelt sich leider auch in den Genderdebatten wider. Warum dies so ist und ob dies überhaupt der Realität entspricht oder nur hartnäckiges Vorurteil ist, versucht Yvanka B. Raynova für den Bereich Feministische Philosophie zu beantworten. Ihr Buch unterteilt sich in zwei Abschnitte. Der erste befasst sich mit der *Geschichte und Aktualität der Feministischen Philosophie*, der

---

\* Eine Besprechung von Nadja Matusche, Köln.

zweite Abschnitt untersucht die *Feministische Philosophie und Frauenforschung in Zentral- und Osteuropa*, einschließlich zahlreicher Interviews. Ziel des Buches ist es, die These der fehlenden Frauenbewegung in „Osteuropa“ an Hand der eigenen Untersuchungen und mittels der von ihr geführten Gespräche zu untermauern. Des weiteren will sie „die Gründe für die Inakzeptanz feministischer Ideen, die Abwesenheit feministisch orientierter Frauenbewegungen, sowie gewisse Missverständnisse im feministischen Ost-West-Dialog, die auf kulturelle, diskursive und andere Differenzen basieren, analysieren und versuchen, sie aus einer neuen Perspektive heraus zu erklären.“ (S. 95f.)

Zwar konnte sich die feministische Philosophie allmählich als „soziokulturelle Hermeneutik der Geschlechterproblematik“ (S. 36) durchsetzen, dennoch sind die Probleme längst nicht alle vom Tisch. Ist die erste Hürde der Begriffsdefinition im Allgemeinen gemeistert, wartet die zweite in Form sprachlicher Unterschiede – beispielsweise hat der Begriff *Gender* in den slavischen Sprachen kein passendes Äquivalent. Hinzu kommt die unbefriedigende Forschungslage insbesondere für den osteuropäischen Bereich, die bereits im ersten Teil des Buches, der sich der *Geschichte der feministischen Philosophie und der philosophischen Geschlechterforschung* im osteuropäischen Raum widmet, deutlich wird. Eigentlich tragisch, da gerade hier die wirklich interessanten Fragen, nicht nur für den philosophischen, sondern auch für den gesellschaftlichen Diskurs lauern. Welche Ergebnisse und Nachwirkungen haben die frühen feministischen Bewegungen im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts? Wie standen Frauen in den Ländern des „real existierenden Sozialismus“ zur feministischen Philosophie oder einfacher: zum Feminismus an sich? Wie wurde die außer- und westeuropäische Frauenbewegung aufgenommen und bewertet? Versteckte sich hinter den Losungen des „Marxismus-Leninismus“ (also der eigentlichen Befreiung) realiter für die Frauen nicht eher Unterdrückung denn Freiheit? War die gelebte sozialistische Ideologie mit feministischen Strömungen überhaupt vereinbar? Wie „befreit“ waren die Frauen tatsächlich? Welche Ansichten sind in der Rückschau möglich? Gab es Unterschiede und wenn ja, welche?

Yvanka Raynova konnte herausarbeiten, dass bis auf wenige Ausnahmen, die meisten WissenschaftlerInnen der „Ostblockstaaten“ keinen Kontakt zum west- und außereuropäischen Feminismus samt diesbezüglicher Literatur hatten. Demzufolge war vor 1989 kein wissenschaftlicher Austausch möglich, so dass „die ersten philosophischen Arbeiten zu feministischen Themen und zur Geschlechterforschung erst gegen Ende der achtziger Jahre“ aufkamen. Die obengenannte Ausnahme stellt das ehemalige Jugoslawien dar, wo bereits Ende der siebziger Jahre eine aktive Frauenbewegung entstand, die sich vom westlichen Feminismus abgrenzte. Dies war möglich, da hier ein weitgehend freier Zugang zur westlichen Literatur möglich war und somit auch ein wissenschaftlicher Diskurs, welcher wiederum eigene Veröffentlichungen nach sich zog.

Nach dem Zusammenbruch des „Ostblocks“ musste sich nicht nur die Gesellschaft neu orientieren, sondern auch die Philosophie, die sich ebenso von der ideologischen Durchdringung befreien musste und ihren „abgesicherten Status“ verlor. Aber: was für den einen Fluch ist, kann für den anderen Segen sein. Konnte der freie Zugang zu internationaler Literatur und Forschung, die wiedergewonnene Autonomie der Universitäten und die Errichtung neuer Forschungsinstitute die Neugier und Innovationslust anstacheln, so lauerten doch bereits neue Probleme vor den Türen in Form von Bevormundung, infrastrukturellen Defiziten und fehlendem gegenseitigen Interesse. Ersteres, also den feministischen Ost-West-Konflikt, analysiert Raynova mit Hilfe des „Drama-Dreiecks“. Mittels dieses Erklärungsmodells zeigt sie, wie schnell Retter zu Tätern werden können. Gemäß dem Motto: gut gemeint ist nicht immer gut gemacht. Die vermeintliche Überlegenheit westlicher Feministinnen, erzeugt aus „Unwissen, Unverständnis und Verzerrung der realen Verhältnisse in den post-kommunistischen Gesellschaften“ (S. 165), führte letztendlich dazu, dass es „zu einem Zusammenstoß zwischen Retter und Selbstretter, zwischen Ankläger (Täter) und Gegenkläger (Täter) und schlussendlich zum Abbruch des Kontakts kam.“ (S. 166)

Diese Befunde werden im zweiten Teil des Buches an Hand von Gesprächen und Interviews mit west- und osteuropäischen Philosophinnen untermauert. Herta Nagl-Docekal etwa kritisiert die Übertragung „im Westen entwickelter Kategorien der

feministischen Kritik“ auf andere Länder. Die Sonderrolle Jugoslawiens in Bezug auf die internationale Vernetzung und kritische Forschung sowie die frühe Etablierung von Institutionen und Zeitschriften in Zagreb und Belgrad bestätigen Rada Iveković und Eva D. Bahovec. Weitaus düsterer sieht es in Ungarn aus wie Maria Joó berichtet, ebenso in Rumänien laut Mihaela Miroiu und in Tschechien. Hana Havelková konstatiert hierzu, dass es „bisher noch kein selbständiges Bakkalaureat- oder Magister- oder Doktoratsprogramm, auch keine Abteilungen an den tschechischen Universitäten [gibt], die sich speziell mit der Geschlechterproblematik befassen“, ebenso wenig speziell philosophische feministische Zeitschriften. Die slowakische Philosophin Zuzana Kiczková sieht ähnliche Probleme, kann aber wenigstens mit der feministischen Zeitschrift „Aspekt“ aufwarten. Bożena Chołuj, eine polnische Philosophin, kann zumindest die *Gender Studies* an der Warschauer Universität anführen.

Yvanka Raynova hat in ihrem Buch einen Überblick über die Situation der feministischen Philosophie und Frauenbewegung in Osteuropa geliefert, wenngleich die beiden großen Staaten Russland und Ukraine kaum beziehungsweise gar nicht erwähnt werden. Das Buch weist leider etliche formale Fehler auf, die den Lesefluss immer wieder abreißen lassen. Der These, dass es in Osteuropa keine Frauenbewegung gibt, möchte ich so nicht zustimmen, denn die Autorin selbst verweist darauf, dass westliche Kategorien nicht Eins-zu-Eins übertragen werden können. Ebenso halte ich es für verfehlt, von fehlenden institutionellen Frauenseminaren und dergleichen auf gesellschaftliches Desinteresse und ausbleibendes Engagement zu schließen. Versuchen wir also zu akzeptieren, dass jede Region ihre eigenen und damit vielleicht auch originellen Protestformen hat, siehe „Femen“ oder „Pussy Riot“. Es wäre wünschenswert, dass die internationale Solidarisierung und Wahrnehmung in der Öffentlichkeit noch massiver steigt. Frauen wehrt euch!

*Yvanka B. Raynova, Feministische Philosophie in europäischem Kontext. Genderdebatten zwischen „Ost“ und „West“, 273 S., erschienen bei Böhlau, Wien, 2010, 39,00€.*

*Die Leningrader Blockade im Mahlwerk der Erinnerung\**

Während der Nürnberger Prozesse bezifferte die sowjetische Seite die Opfer der Blockade von Leningrad auf 632.000 Tote. Zwei Jahrzehnte darauf korrigierten die Leningrader Historiker Koval'čuk und Sobolev diese Angabe auf etwa eine Million, hinzugerechnet die Verhungerten aus der Umgebung. Diese Zahl hat bis heute Bestand. Dennoch wird niemand Jörg Ganzenmüller widersprechen, wenn er 2005 in seiner grundlegenden Studie zur Blockade behauptet, das historische Gedächtnis der Deutschen habe die 900 Tage von Leningrad schlichtweg verdrängt. In einem überaus gelungenen Themenheft von „Osteuropa“ sah sich Ganzenmüller 2011 allerdings zu einer ganz anderen Beurteilung veranlasst. Durch den russisch-britischen Film über die Blockade mit Armin Müller-Stahl von 2009 und den Roman von David Benioff über die „Stadt der Diebe“, ebenfalls 2009, habe sich die deutsche Erinnerungskultur stark gewandelt: „Diese Erweiterung der deutschen Kriegserinnerung um eine sowjetische Perspektive ermöglicht die Integration der Belagerung Leningrads in das deutsche Gedächtnis“ (S. 19). Offenbar, dieser Schluss drängt sich auf, können Historiker nurmehr vage Voraussetzungen für kollektive Erinnerung schaffen. Wenn Romane oder Filme sich dieser Vorarbeiten bedienen – und hier sind ja eigentlich nur Gesamtdarstellungen gefragt –, wird eine Gedächtnisleistung öffentlich wahrnehmbar. Andernfalls reduziert sich historisches Wissen auf einen engen Spezialistenkreis.

Um Geschichte erinnerbar zu machen, sind allerdings nicht nur mediale Voraussetzungen nötig, sondern auch inhaltliche. Eine Rezeption in breiteren Kreisen, wie sie mit der Zwischenstufe Gesamtdarstellung bzw. auf dritter Ebene durch Film und Roman einsetzt, erfordert konkrete Anschauung. Bilder und Individuen sind daher unabdingbar. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die neueste Darstellung der Blockade von Anna Reid aus dem Jahre 2011, muss man sagen, dass sie bei Photos deutlich stärker ist als ihr nahezu klassischer Vorgänger Harrison Salisbury von 1969. Dessen umfassende Beschreibung der militärischen

---

\* Eine Besprechung von Christoph Schmidt, Köln.

Vorgänge reduziert Reid eindeutig, schaltet auch immer wieder auf literarische Augenzeugen der Blockade wie Vera Inber um, im Großen aber stellen sich Zweifel ein, ob Reid über Salisbury deutlich hinauskommt. Eine Ausnahme allerdings gibt es. In Übersetzung aus dem Russischen gibt das Sonderheft von „Osteuropa“ den Bericht eines Militärstaatsanwalts vom 21.2.1942 wieder, der 332 Männer und 564 Frauen des Kannibalismus bezichtigt (S. 103). Der Staatsanwalt ist kaltblütig genug (oder soll man abgestumpft sagen?), sogar den Anteil der Parteimitglieder zu erheben (1,24 %). Dieser Komplex war wenige Jahrzehnte zuvor noch Tabu. Auch die sowjetische Erinnerungspolitik strebte bewusst danach, das Andenken an die Blockade zu säubern, also das Heldenhafte hervorzuheben und diesem einen Gesichtspunkt alles andere unterzuordnen.



*Frauen in Leningrader Trümmern, © David Trakhtenberg.*



Jetzt aber schreibt Anna Reid: „The typical Leningrad 'cannibal' ... was an honest, working class housewife from the provinces, scavenging protein to save her family“ (S. 290-91). Da das sowjetische Strafrecht den Tatbestand des Kannibalismus nicht kannte, wurden die Verdächtigen wegen Banditentums angeklagt und entweder hingerichtet oder zu zehnjähriger Haft verurteilt. Zunächst hatten die Behörden auch erwogen, die Verdächtigen als geisteskrank einzustufen, waren davon aber wieder abgerückt, um Exempel zu statuieren.

Warum sich an dem bemerkenswerten Sonderheft von „Osteuropa“ mehr Slavisten als Historiker beteiligt haben, hat vermutlich gleichfalls mit der Funktionsweise von Erinnerung zu tun. Das Beispiel der Blockade zeigt ja überraschend deutlich, welche Faktoren ineinandergreifen müssen, um ein historisches Faktum wahrnehmbar zu erhalten: 1. Phase: historische Detailuntersuchungen; 2. Phase: Gesamtdarstellung, die, vermutlich kein Zufall, in diesem Fall regelmäßig aus dem angelsächsischen Sprachraum kommt, der am Ereignis anders als Russen und Deutsche nicht unmittelbar beteiligt war und daher das Privileg der Distanz genießt. Mit dem Übergang ins Englische schwächen sich viele Details ab, das Grundsätzliche aber tritt weitaus schärfer hervor, teilweise sogar so scharf, dass einem Angst und Bange wird, so wenn Anna Reid eingangs behauptet, die Belagerung sei die „deadliest blockade of a city in human history“ (S. 1). 3. Phase: Roman oder Film betreiben den Übergang zu Tabubruch, Individualisierung und Fiktionalisierung, weiten die Rezeption aber gerade dadurch entscheidend aus. Hier sind die Historiker mit ihrer Arbeit eigentlich nicht mehr gefragt, die Literaturwissenschaftler aber umso mehr, denn nun geht es nicht mehr um historische Quellen wie Tagebücher von Augenzeugen usw., sondern um Romane. Offenbar sind erst Romane in der Lage, ein historisches Großereignis dauerhaft im Gedächtnis zu verankern.

Dieser Befund ist insofern widersprüchlich, weil es den großen historischen Roman über die Blockade bislang nicht gibt. Zu Stalingrad hat ihn vermutlich Vasilij Grosman geschrieben, zum Ersten Weltkrieg aus russischer Sicht Pasternak, zum Gulag Šalamov, auch wenn dessen Werk über Kolyma eigentlich kein Roman ist. Aber zur Blockade? Angenommen, der Überlebenskampf zweier Jungen, den David Benioff

in „Stadt der Diebe“ beschreibt, entpuppt sich als literarische Eintagesfliege – was dann? Ein Grundgesetz der Literaturgeschichte besagt, dass nur die wenigsten Werke länger als dreißig Jahre gelesen werden. Der Kampf um die Erinnerung wird daher nicht ein für allemal entschieden, sondern, so scheint es, in jeder Generation neu. Wenn die heutige Zeit Leningrad als Gedächtnisort respektiert, muss es morgen keineswegs so bleiben. Vielmehr erscheint Erinnerung als Variable in einer Kette aus vielen und vielen unwägbaren Gliedern.

### Literatur

- J. Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad 1941-1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern*, Paderborn, 2005.
- *Die Leningrader Blockade. Der Krieg, die Stadt und der Tod*, Sonderheft Osteuropa 8-9/2011.
- A. Reid, *Leningrad. Tragedy of a City under Siege 1941-1944*, London, 2011.
- A. Zemskov-Züge, *Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft. Geschichtsbilder zur Belagerung Leningrads in der Sowjetunion 1943-1953*, Göttingen, 2012.